



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Macht des Rosenkranzes

Einen herrlichen Anblick bot die Mündung des großen Um-
kumass in den Indischen Ozean. Überhaupt ließ diese Reise
uns einen tiefen Einblick tun in die herrliche Schöpfung Gottes!

O du schöne, weite Welt,
Mit deinem blauen Himmelszelt
Und den Bergen, Tälern, Auen,
Herrlich sind sie anzuschauen.
Anbetend sink in deine Knie;
Denn ein Mensch erschuf dies nie!...

Bemerkung: Aus Versehen ist ein Teil der vorhergehenden Reisebe-
richte erst jetzt in die Hände der Schriftleitung gekommen. Um nun den
Faden der letzten laufenden Berichte nicht zu unterbrechen, bringen wir
die vorhergehenden in besonderen Mitteilungen der folgenden Hefte.

Die Schriftleitung.

5

Die Macht des Rosenkranzes Von Schw. M. Engelberta

S heute scheinen die Täubchen, die um mich herum-
schwirren und oft von mir gefüttert werden, neu-
gierig fragen zu wollen, was ich denn so lange zu
schreiben habe; denn schon weit über ein Stündchen
sitze ich da und schreibe an einer gar merkwürdigen
Geschichte. „An einer Geschichte?“ höre ich da meine geehrten
Leser fragen. „Geschichten hören wir alle gern, zumal solche
aus dem afrikanischen Missionsleben!“ — Nun, das trifft
sich gut! Gerade an einer solchen habe ich geschrieben, wußte
aber nicht recht, wie ich alles fein klar und deutlich zu Papier
bringen sollte. Da ist es wohl besser, ich lege die Feder weg
und erzähle euch alles frischweg, so wie ich es aus dem Munde
unseres alten Piwane, eines Neubekehrten in Centocow, wo
ich damals weilte, gehört habe.

Piwane, oder Gerard, wie er mit seinem christlichen Namen
hieß, war einer der ältesten Männer unserer Mission. Er war
früher eine stattliche Erscheinung, breitschulterig und hoch ge-
wachsen, eine wahre Hünengestalt. Zur Zeit, wo er mir alles
erzählte, ging er ziemlich gebeugt einher, und sein Angesicht
war voll tiefer, schwarzer Runzeln, die in eigentümlichem
Kontrast zu seinen schneeweißen Haaren standen. Sein genaues
Alter konnte wohl niemand angeben, doch mag er nicht mehr
allzuweit von seinem 90. Lebensjahre gewesen sein: Ein alter
Zulu; im Jahre 1909 ist das Taufwasser über sein Silberhaar
geflossen.

Ich begegnete ihm auf dem Wege zur Tagesschule. Wir
waren allein, und bald entwickelte sich zwischen uns beiden ein
eifriges Gespräch; hatte ich doch ein Thema angeschnitten, das

so ganz nach seinem Geschmack war. Wir sprachen nämlich von den ersten Zeiten unserer Mariannahiller Mission und der Gründung der Station Ezenstochau. Da war er nun ganz in seinem Fahrwasser und kramte aus dem Schatzkästlein seiner Erinnerungen eine Menge interessanter Dinge aus. Alles wußte er noch, und zwar klar und deutlich, als wäre es erst gestern geschehen. Er sprach von Pater Gerard, seinem geistlichen Vater, und dessen Gehilfen im Missionswerke, von seinen Freunden Leonard und Anton, die inzwischen das Zeitliche gesegnet, von der Ankunft der ersten Missionschwester, von der Feierlichkeit des Gottesdienstes, von den Predigten, Taufen und den damaligen Neubekehrten usw.

Plötzlich unterbrach ich ihn mit der Frage, wie es denn komme, daß er, einer der ältesten Männer der Gemeinde, der schon seit Jahrzehnten in Ezenstochau wohne und von Anfang an die Predigt der Missionare gehört, erst vor ein paar Jahren getauft worden sei?

Da neigte der gute Alte beschämt sein Haupt, blieb einen Augenblick stehen, zog den Rosenkranz, den er um den Hals geschlungen hatte, über den Kopf und hielt ihn mir unter die Augen mit den Worten: „Inkosazana (Schwester), daß ich überhaupt ein Christ geworden bin, das verdanke ich dem Rosenkranz hier; ohne ihn wäre ich heute noch ein Heide. O, ich wandelte böse Wege und stand in höchster Gefahr, auf ewig verlorenzugehen, da nahm sich die Königin des heiligen Rosenkranzes meiner an, und führte mich zu ihrem lieben Sohn zurück!“

Schweigend ging Gerard, wie ich ihn fortan nennen will, eine Weile neben mir her. Dann begann er wieder: „Schwester, du weißt es, ich war dem katholischen Glauben von Anfang an wohlgesinnt. Ich liebte die Missionare und gestattete allen meinen Söhnen, Töchtern und Enkelkindern, eure Schulen zu besuchen, wohnte auch selbst wiederholt den Unterrichten und Gottesdiensten bei; allein, ganz vermochte ich mich nicht von den Sitten und Gebräuchen meiner Väter freizumachen; ich war noch immer mehr Heide als Christ. War eben im Heidentume ergraut und konnte mich nur schwer in ein christliches Leben und Denken hineinfinden. Das Schwerste war mir die Trennung von meinen Frauen. Ich hatte deren drei. Am liebsten war mir die jüngste, die schöne große Nomakulu oder Luzia, wie sie jetzt heißt. Sie hatte mir erst ein Söhnchen geboren, das leider frühzeitig starb; dennoch willigte ich in die Trennung ein, als Nomakulu, vom Strahle der Gnade berührt, Christin werden wollte. Auch mein zweites Weib entließ ich und lebte fortan nur mit meinem Großweibe, das sich ebenfalls taufen ließ und jetzt, wie du weißt, den Namen Viktoria trägt. Alle diese vielen und schweren Opfer brachte ich, und

dennoch konnte ich mich nicht entschließen, Christ zu werden. Es wurde eine große und schöne Tauffeierlichkeit nach der andern in Ezenstochau abgehalten, viele meiner Freunde, Bekannten und nächsten Angehörigen hatten sich bekehrt und trugen jetzt christliche Namen, ich selbst aber war und blieb der alte Pivane.

So waren Jahre vergangen, da konnte ich es eines Tages einfach nicht länger aushalten; der Boden brannte mir förmlich unter den Füßen; denn ich war der einzige Heide im neuen Christendorfe und ich schämte mich, meinen alten Kameraden und Freunden noch länger unter die Augen zu treten. Kurz, ich machte mich auf, ließ Weib und Kind, meine Hütte und alles, was ich hatte, zurück und eilte fort, weit fort, ins ferne Pondoland hinein, wo kein Mensch mich kannte und wo es noch keine Christen gab. Ich hatte absichtlich jede Spur verwischt, und niemand wußte, wo ich war.

Mitgenommen hatte ich nichts als eine alte Bettdecke, ein paar Stöcke — und diesen meinen Rosenkranz. Du wunderst dich, Schwester, ich sehe es, und ich selbst wundere mich jetzt darüber am meisten. Was sollte ich mit dem Rosenkranz, diesem Zeichen des katholischen Glaubens, im fernen Heidenlande tun, der ich ja gerade deshalb die Heimat verließ, um mit dem ganzen Christentum nichts mehr zu schaffen zu haben? Es ist so, doch ich hatte ihn von unserm ersten Missionar, dem hochwürdigen Pater Gerard bekommen, und ich konnte mich nicht von ihm trennen. Ich hängte ihn mir um den Hals, verbarg ihn aber sorgfältig unter den Kleidern; denn niemand sollte erfahren, daß ich jemals in der Nähe von Christen gewesen war.

So lebte ich also ein Jährchen nach dem andern im fernen Pondoland. Meine ganze Umgebung war, wie gesagt, stockheidnisch. Hier hoffte ich, jeden Gedanken an das Christentum leicht ausschlagen zu können; doch ich weiß nicht, wie es kam, auch hier, mitten im nackten Heidentum, stieg immer und immer wieder die Erinnerung an die Predigt der Missionars in mir auf, und lebhafter als je standen vor meinem Geistesauge meine christlichen Freunde und Bekannten. Dazu erschreckten mich furchtbare Träume und eine geheimnisvolle Stimme machte mir schwere Vorwürfe ob meiner Flucht. Ungezählte Nächte saß ich schlaflos in meiner Hütte; mein Geist wanderte dann hinüber nach Natal und den trauten Bergeshöhen am Umzimkulu. Ich sah das Missionskirchlein, hörte liebliche Glockentöne und war Zeuge einer kirchlichen Feier, zu der in Massen die Neubekehrten strömten, während ich, der alte Heide, mich in erbärmlicher Schwäche fernhielt. Solche Gedanken nagten und fraßen tief in meiner Brust; mein Haupthaar wurde weiß, tiefe Runzeln bildeten sich in meinem

Gesicht, und all meine Kraft schwand dahin. Ich zürnte über mich selbst, betastete den Rosenkranz, den ich noch immer am Halse trug, und war mehr als einmal versucht, ihn wegzuwerten, doch ich vermochte es nicht, eine geheimnisvolle Gewalt hielt mich davon zurück.

Da kam ein tiefes Weh über mich. Ich fühlte mich namenlos unglücklich und wußte weder Rat noch Hilfe. Wer hätte im Heidenlande auch helfen können? Einmal — es war nach vielen langen Jahren — machte ich den leisen Versuch, wieder einmal den Rosenkranz zu beten. Es ging schwer, ich hatte eine geheimnisvolle Scheu davor; dazu hatte ich viel vergessen. Das Vaterunser und Ave Maria konnte ich noch; doch die Geheimnisse waren mir größtenteils entschwunden. Schließlich brachte ich aber doch noch einen Rosenkranz fertig; es war der schmerzhafteste, der vom Leiden Jesu handelt, und davon hatte ich immer gern erzählen hören. Ich glaube, ich habe die halbe Nacht an diesem Rosenkranz gebetet. Als ich ihn fertig hatte, kam es wie Versöhnung über mich. Das nagende Weh, das so lange in meiner Brust gefressen hatte, hörte auf, und ein stiller, nie gekannter Friede erfüllte mein Herz. Seit jener Stunde betete ich den Rosenkranz noch oft; bald war er mir das Liebste, was ich hatte. Ich sah in ihm meine beste Waffe, meinen treuesten Freund, den sichersten Schutz. Mit dem Beten des Rosenkranzes wurde ich auch innerlich ein anderer Mensch. Wie öde und verächtlich erschien mir nun das Heidentum, wie licht, schön, edel und herrlich dagegen die christliche Religion. Die Heimat, die ich so schnöde verlassen, wurde mir plötzlich zum Paradies, das ich zwar aus eigener Schuld verloren hatte, aber nun um jeglichen Preis wiedergewinnen wollte. Was sollte ich noch länger in der Fremde, mitten unter Heiden weilen? Würde ich da nicht in Bälde an Leib und Seele zugrunde gehen?... Nein, ich wollte wieder heim, heim zu den lieben Meinigen, zurück unter die alten christlichen Freunde, wollte nun selber ein Christ, ein wahrer frommer Katholik werden!...

In wenigen Stunden reifte mein Plan zur Tat. Ich machte mich auf und eilte der Heimat zu. Nichts, nichts konnte mich länger zurückhalten, weder die heidnischen Freunde, die ich im Pöndolande gewonnen, noch die Schwierigkeiten, womit man mich schrecken wollte; der weite Weg, meine körperliche Schwäche, Mangel eines Passes, den man damals wegen einer herrschenden Viehseuche an jeder Grenze mit doppelter Strenge forderte. Ich hatte nur einen Gedanken, und der lautete: „Heim, heim!“

Als ich etwa eine halbe Tagreise gewandert war, fühlte ich mich außerordentlich müde; dazu schwoll mir der eine Fuß hoch an; so daß ich mich genötigt sah, in einem Krале am

Wege um Herberge zu bitten. Ich begegnete mißtrauischen Blicken, denn man hielt mich armen Mann ob meines verwilderten Aussehens für einen Umtakati (Zauberer). Zuletzt gewährte man mir doch einen dunklen Winkel in der rauchgeschwärzten Hütte. Zu essen bekam ich fast nichts, und mein Fuß schmerzte mich sehr. In meiner Not griff ich wieder zu meinem lieben Rosenkranze und fand auch diesmal an ihm Trost und Hilfe. Schmerzen, Hunger und Not nahm ich nun willig an aus Gottes Hand, denn ich konnte dadurch meine Sünden abbüßen und meinem lieben Heiland ähnlich werden, der auch Hunger und Durst gelitten hat und aus Liebe zu uns Menschen mit wunden Füßen den Kreuzweg gegangen ist. Ueberdies vertraute ich auf die Hilfe der Himmelskönigin. Ihr war mein Rosenkranz geweiht und sie sollte mir zur Rückkehr in die christliche Heimat verhelfen.

So machte ich mich denn am nächsten Morgen trotz der Schmerzen in meinen Füßen wieder auf den Weg. Ich sprach mir selber Mut zu mit den Worten: „Frisch voran! Erhebe dich, mein Fuß, es gilt, die heimatliche Erde wieder aufzusuchen. Dort magst du ruhen; hier aber harre aus, und trage ruhig deine Schmerzen; jeder Schritt bringt dich der Heimat näher! In die Heimat —, in die Heimat! Dort winket mir das Glück!“

Stunde um Stunde schritt ich munter voran, ruhte auch öfters am Wege einige Augenblicke aus, bis ich endlich am späten Nachmittag an die Landesgrenze kam. Da fiel mir ein, ich habe keinen Paß, was werden die beiden Weißen sagen, die dort Wache halten? Werden sie mich wohl durchlassen? Schon hatten sie mich erblickt und geboten mir Halt und fragten, woher ich komme und wohin ich wolle. „Habt Erbarmen, gute Männer!“ sagte ich, „und laßt einen alten, kranken Mann ruhig seines Weges ziehen. Ich komme aus dem fernen Pondoland und will in meine christliche Heimat am Umzimkulu zurück. Ein Schreiben besitze ich nicht, doch dieses hier sei mein Paß!“ Bei diesen Worten nahm ich den Rosenkranz vom Halse und hielt ihn den Grenzwächtern entgegen. Diese sahen einander fragend an und ließen mich dann lächelnd die Grenze passieren. Wieder also war mir der Rosenkranz zum Helfer, zum mächtigen Schutzpanier geworden.

So kam ich der teuren Heimatstätte immer näher. Schon erblickte ich von ferne die gewaltige Mauerkrone, die in weitem Halbkreis die Höhe des Umschlabeni-Berges umgibt; noch eine Stunde oder zwei und ich war am Ziele. Die Sonne war schon untergegangen, da stand ich auf der steilen Bergeshöhe, welche das Ingwangwane-Tal von jenem des Umzimkulu trennt. In schwachem Schimmer leuchtete hoch auf dem Turme der Missionskirche das Kreuz. Ich sah die Waldanlagen,

welche die Trappistenbrüder zu beiden Seiten der Missionsstation angelegt, zu meinen Füßen aber lag das Christendorf, die traute Stätte, die ich in langer Wanderung so mühsam gesucht. Wie groß war es inzwischen geworden! Die Zahl der christlichen Ehepaare mußte während meiner Abwesenheit bedeutend gewachsen sein. Steht wohl meine eigene Hütte noch? Ich kann sie von dieser Höhe aus nicht sehen. Und wie steht es mit den lieben Meinigen? Leben sie wohl noch alle? Viktoria, meine teure Gattin, und die guten Kinder und Kindeskinde? Doch, was werden sie denken, was sagen, wenn ich so unerwartet wiederkomme? Werde ich harte Vorwürfe bekommen? Oder liebevolle Verzeihung finden? Tausenderlei Gedanken stürmten zu gleicher Zeit auf mich ein. Doch komme, was da mag, ich muß heim, heim!

Es war spät am Abend, als ich endlich ankam. Die Leute hielten mich für einen fremden Wanderer und die Kinder liefen ängstlich vor dem alten Mann davon, dessen Äußeres sie schreckte. Es wunderte mich nicht, hatte es gar nicht anders erwartet. Wo ist denn meine Hütte? Ich kannte mich kaum mehr aus zwischen den vielen Häusern, die man da gebaut. Sieh, hier ist das Dattelwäldchen, das ich vor Jahren persönlich angelegt habe; wie groß und stattlich sind inzwischen die Bäume geworden. Und hier, hier ist meine liebe, alte Hütte. Das stille, traute Heim, das ich mit Schmerzen gesucht. Gott sei Dank, ich bin daheim, daheim!

Ich trete ein. Am Boden brennt ein lustiges Feuerchen; Viktoria, meine Frau, ist eben mit Kochen beschäftigt und neben ihr sitzt das Weib meines zweitältesten Sohnes. Schweigend, wie es in unserm Lande bei einem fremden Wanderer üblich ist, nehme ich am Boden Platz. — Erstaunt sehen mich die beiden Frauen an. Viktoria erkennt mich sofort. Sie ist keines Wortes fähig. Was soll ich sagen, was zu meiner Entschuldigung alles vorbringen. Statt jeder Rede greife ich wieder zu meinem lieben Rosenkranz. Den halte ich ihr gleichsam als meinen Schild, als meine Verteidigungsschrift entgegen. Sie versteht mich, streckt mir liebevoll beide Hände entgegen und dann weinen wir beide zusammen, wie kleine Kinder.

Meine Schwiegertochter aber eilt fort und ruft meine Söhne und Enkelkinder zusammen. Bald füllt sich die ganze Hütte mit staunendem Volk; alles will mich sehen, jeder beeilt sich, mich, den Vater und Großvater, zu begrüßen, der nach jahrelanger Abwesenheit so unvermutet zurückgekommen. O, welche Freude erlebte ich an jenem Abende! Die herzliche, aufrichtige Liebe, die mir von allen Seiten zuteil wurde, tat mir noch wohler, als das warme Fußbad, das mir Viktoria herrichtete, und das Öl, womit sie meinen wunden Fuß salbte.

Wir nahmen zusammen ein kleines Nachtmahl ein und plau-

derten noch lange über dies und das, was sich während meiner Abwesenheit zugetragen hatte. Dann richtete man mir ein bequemes Nachtlager her, bot mir Weihwasser an und ließ mich allein. Nach einer Weile zog der Mond am Himmelsgewölbe herauf und goß sein Silberlicht in meine Hütte hinein. Weihevollle Stille herrschte ringsum, und in meinem Herzen war nun ein Frieden, eine Wonne und eine Seligkeit, wie ich sie in meinem Leben noch nie gekostet. Meine Seele jubelte laut auf und pries Gott in seinen Erbarmungen; und dabei hielt ich meinen Rosenkranz in der Hand und ließ Perle um Perle durch die Finger gleiten und dankte dabei der großen Himmelskönigin, die mich so wunderbar Heimat, Friede und Seelenruhe hatte finden lassen.

Das übrige, Schwester, weißt du selbst. Ich blieb meinen guten Vorsätzen treu und bin durch die heilige Taufe ein Kind Gottes geworden. Meine Tage sind gezählt. Oft bete ich mit den Jüngern, die nach Emmaus gingen: „Herr, bleib bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt!“ Bald werde ich die Wanderung in die ewige Heimat antreten müssen. Ich sehe ohne Bangen der Zukunft entgegen, denn meine Hoffnung, mein Stab und mein Reisepaß ist der heilige Rosenkranz. Tritt die hehre Gottesmutter für mich ein, so habe ich nichts zu fürchten!“ — — —

Es pranget mir ein Edelstein
In wunderbarer Glut
Wie Morgenrot sein Feuerschein,
Und voll die Farbenflut.
Ich hab ihn sicher aufbewahrt
In einem Schrein gar reich,
Und hab' ihn hingelegt so zart
Auf Rosen sanft und weich.
Verschlossen bleibe fest der Schrein,
Noch ist er unentweiht. —
M a r i a ist mein Edelstein,
Mein Herz voll Seligkeit!

~

**Aussprüche der heiligen Theresia vom Kinde Jesu,
deren Fest wir am 3. Oktober feiern**

Was den Herrn kränkt und seinem Herzen wehe tut, das ist der Mangel an Vertrauen.

*

Seelen, o Herr, wir brauchen Seelen! Ganz besonders Apostel- und Märtyrerseelen, damit wir durch sie die Menge der armen Sünder mit deiner Liebe entzünden.